

*Limbeck Meinrad: Gottes Gerechtigkeit - unsere Hoffnung.*  
Luzern, Rex-Verlag 1970, 53 Seiten.

Der Verfasser bemüht sich, Gottes Gerechtigkeit als Treue gegenüber seinen Verheißungen und als Heilswille allen gegenüber zu zeigen. Das Bestreben ist richtig, aber einzelne Negationen des Hergebrachten sind wohl zu absolut. Die Bestrafung des Bösen — besonders in der Ewigkeit — wo sie angstvoll wird, ist nicht berührt, der Aspekt des Sühnetodes Christi abgeschwächt. Kann das Büchlein viele zum Vertrauen ermuntern, dürfte es weniger von Vermessenheit zurückrufen. *P. Barnabas Steiert*

*Schmid-Ruckstuhl-Vorgrünler: Unheilstast und Erbschuld der Menschheit,*  
Luzern, Rex-Verlag 1969, 144 Seiten.

In der heutigen Verwirrung der theologischen Begriffe ist es erfreulich, die Erbsündelehre von Fachleuten aus den beiden Testamenten und der Dogmatik glühend und kritisch dargeboten zu erhalten.

Professor Schmid betont die vererbte Unheilsgemeinschaft, findet aber im Alten Testament keine Uebertragung der Sünde als solcher. Der Ausdruck aber, daß sich „keine Erbsündelehre“ finde, mag verwirrend wirken, da er gewöhnlich als Verneinung aller einschlägigen Gegebenheiten verstanden wird.

Professor Ruckstuhl stellt die Gegebenheiten des Neuen Testaments in das zeitgenössische, außerbiblische Schrifttum hinein und hebt mit ausgezeichnete Akribie den Gehalt nicht nur des Römerbriefes, sondern aller einschlägigen Stellen hervor.

Professor Vorgrünler legt die katholische Glaubenslehre in dogmatischer Form kurz und durchsichtig dar.

Die Ausführungen zeigen, daß es wenig verschlägt, ob ein oder mehrere Menschenpaare am Anfang stehen, daß der Verlust der übernatürlichen Gotteszugehörigkeit in Christus neu und erhöht geschenkt wird. Wer sich zur wirklich hohen Sicht des Planes Gottes erheben kann, wird seine biblische Einkleidung nicht vermissen, aber auch nicht verabsolutieren wollen. *P. Barnabas Steiert*

**Zu den Bildern.** Die Aufnahmen vom Fastnachtstheater stammen von Andreas Dal Maso, 6. Klasse. Die Maturi 1920, 1930 und 1970 wurden von P. Franz Faeßler, die Maturi 1945 von Herrn Ad. Hurschler, Engelberg, die Maturi 1960 von P. Karl Stadler photographiert. Das Porträt von H. H. Dekan Johann Haag stellten uns seine Geschwister dankenswerterweise zur Verfügung, jenes von P. Wilhelm Widmer die Redaktion des „Vaterland“ und jenes von H. H. Alois Odermatt die Redaktion des „Nidwaldner Volksblatt“.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 1. November 1970.

56. Jahrgang / Heft 4 / September 1970 — Die Titlisgrüße erscheinen jährlich viermal. Jahres-Abonnement: Inland Fr. 7.50, Ausland Fr. 8.— / Postcheck 60 - 1771: Stiftsschule Engelberg. — Verantwortlicher Herausgeber: Rektorat der Stiftsschule. — Personalnachrichten und Expedition: P. Emanuel Bucher. — Druck: Stiftsdruckerei Engelberg.



## PATMOS

Schaut der Patmospilger von den Zinnen des Johannesklosters auf das Städtchen hinunter, das sich rings zu seinen Füßen drängt, so vermag er gegen Westen aus der Geometrie der Dachflächen einen größeren Gebäudekomplex zu erkennen: das Nonnenkloster *Σωοδόχου Πηγῆς* (der „Lebenspendende Quelle“. Abbildung S. 14 oben: Ansicht von Süden). Durch das labyrinthische Gewirr der Gassen suche ich es zu erreichen, finde den Zugang unter dem Torturm und trete ein wenig schüchtern in die blendende Weiße des Hofes. Weil seine Mitte verbaut ist, gibt er sich nicht als überschaubares Ganzes, vielmehr als Ringgasse, die sich unregelmäßig weitet und verengt. Alle Teile des Klausurums kommunizieren über diese Binnenstraße. Die bauliche Anlage gewährleistet ausreichend Schatten, und die Bepflanzung des Hofraumes hilft mit, die Ueberbelichtung zu brechen und den Mittagsbrand zu mildern.

Die Nonnen (*μοναχές*), ihr Gesicht vom schwarzen Kopftuch fest umwunden, grüßen heiter: *Καλιμέρα σᾶς* – schönen Tag! Das Einundaus der Fremden sind sie offensichtlich gewohnt. Ein Teil ihres Tagewerks spielt sich nach mittelmeeischer Art unter der Haustür, auf dem Vorplatz, auf der Stüege, die im Freien zum obern Geschoß führt, auf der Veranda oder Laube ab. Hier ist eine dabei, ihr Häufchen Nüsse aufzuknacken, da läuft eine mit dem Krüge zur Zisterne, dort flüchtet eine andere ihren Vogelkäfig vor der anrückenden Sonne in den Schatten, hier machen sich zwei als Sakristaninnen zu schaffen. Mehr mit Gesten als mit Worten lenken sie die Aufmerksamkeit des Ankömmlings auf die Kostbarkeiten und Kuriositäten ihrer Klosterkirche. Die fein geschnitzte Ikonostase soll bewundert werden, der schöne Betschemel, die Wandgemälde und über alles die heiligen Ikonen. Es versteht sich, die werden wie der Augapfel gehütet, hoch verehrt, seis im Verweilen, seis im Eilen mit innigen Küssen bedeckt, mit Grün und Blüten geziert, mit Räucherwerk umduftet.

„Lebenspendende Quelle“! Es handelt sich um eine mariologische und christologische Aussage in einem. Und die byzantinische Ikonographie hält für sie auch den entsprechenden Typ von Muttergottes-Bild bereit: Maria sitzt hieratisch in einer Brunnenschale, öfter aber wächst ihre Gestalt von den Hüften an aus einem Brunnenbecken, das die Form eines entfalten Blumenkelches hat und „ganz aus Gold“ sein soll. Die Gottesgebärende hebt betend die Arme auseinander. Vor ihr, ebenso streng frontal, erscheint der Christusknabe, „nach beiden Seiten segnend, auf der Brust das Evangelienbuch, und sagt: ‚Ich bin das lebendige Wasser‘... zwei Engel tragen Schriftbänder. Der eine sagt: ‚Sei gegrüßt, du reine lebenspendende Quelle‘ und der andere: ‚Sei gegrüßt, du reine gottempfangende Quelle‘. Beidseits des Brunnens: Patriarchen, Könige, Königinnen... sie waschen sich und trinken von dem Wasser. Viele andere, Kranke und Gelähmte tun ebenso“ (Malerbuch vom Berg Athos). Ich

denke, das Christentum braucht sich nicht zu schämen, wenn es sich hier tatsächlich um eine Angleichung und christliche Fassung von Vorstellungen handelte, die in der Naturreligion wurzeln und bekanntlich auch in den Brunnenkulten der Antike wirksam waren.

Das Mysterium der Menschwerdung des göttlichen Logos aus Maria und sein bestimmter, bildhafter Ausdruck sind also die religiöse Mitte, um die diese weiße Siedlung gebaut steht und um die das Leben einer kleinen Schar frommer Frauen kreist. Das Geheimnis der „Lebenspendende Quelle“ ist der Schleier, durch den sie hindurchglauben und das Fenster, durch das sie hindurchschauen in die jenseitige Wirklichkeit. Die Weltfremdheit geht aber nicht so weit, daß sie wirtschaftliche Tüchtigkeit ausschliesse. Die Gebäulichkeiten jedenfalls scheint man gebührend zu pflegen.

Noch beeindruckt vom Erlebnis des weiten Landschaftsraumes, fühle ich mich im Gemäuer dieser geistlichen Festung wie schon in der Grotte der Apokalypse (MON. I, S. 93) erst recht eingeschlossen. Und doch ist dieser lautere, durchblühte, durchgrünte, von Schatten durchblaute und von Vögeln durchsungene Klosterbereich wiederum ein Kontrapunkt zu jener unterirdischen Höhle der apokalyptischen Visionen. Es ist schon September, aber hier, dünkt mich, blieb ein Fetzen Frühling und ein Hauch Paradies hängen. Für ein Weilchen vergißt man die Uhr. Doch mittags bis in den mittleren Nachmittag hinein schließt Zoodochos Pigi wie alle Klöster hierzulande seine Pforte. Hortus conclusus, fons signatus. Uebrigens wünschen die Nonnen „nur den Besuch desjenigen, der imstande ist, Charakter, Atmosphäre und Tradition des Ortes zu respektieren. Angemessene Kleidung und schickliches Benehmen, sowie der Besuch zu passender Zeit sind Voraussetzungen dafür, daß der Rhythmus der Arbeit und die Ruhe der Gemeinschaft nicht gestört werden“.

Just zu unpassender Zeit stoße ich auf das andere Frauenkloster *Εὐαγγελισσιῶν*. Es liegt eine Viertelstunde unterhalb der Chora und wurde erst in neuerer Zeit am Platz einer ehemaligen Mönchssiedlung erbaut. Ich bereue heute sehr, daß ich es nur noch knapp vor Torschluß erreichte. Denn nachträglich habe ich von seiner Bedeutung erfahren. Es ist der Sitz des „Ordens der Mutter des Geliebten“, 1937 gegründet. Ob mir bei meiner Zurückhaltung der Einblick gelungen wäre, den z. B. Elisabeth Dryander, die Autorin von „Sinai Griechenland“ nehmen konnte, bezweifle ich freilich. Genanntes Buch ist vor Jahresfrist bei Piper in München herausgekommen und informiert treffend über das Griechenland der Gegenwart. Im Kapitel „Patmos – die griechische Kirche“ (S. 364-387) finde ich meinen Eindruck vom Johanneskloster (MON. I, S. 91-93) mehr als nur bestätigt. Und um des Lesers willen widerstehe ich der Versuchung nicht, dem erwähnten Kapitel nebst den Angaben über das Evangelismos-Kloster auch den Bericht einer Begebenheit zu entnehmen, die meines Erachtens aufschlußreich ist und zeichenhaften Charakter hat.

\* Fortsetzung von „Monastiria I“ im Juniheft des 55. Jahrgangs. Einige Rückverweisungen erfolgen unter der Abkürzung (MON I).

„Ein Frauenkloster, bewohnt von fünfundzwanzig Nonnen, viele sind jung, einige humanistisch gebildet, alle stammen von den Inseln des Dodekanes. Ihr geistlicher Vater ist ein alter Mönch des Johannesklosters. Er hat die Gemeinschaft verlassen, hat jahrelang als Einsiedler gelebt. Im Gegensatz zu vielen anderen, die im Einsiedlertum geistig schrumpfen, hat er sich zu einem liberalen, aufgeschlossenen Priester entwickelt. Durch ihn hat sich im Evangelismus eine Klostergemeinde gebildet, die heute den Geist des Johannes besser verkörpert als die fünfzehn Mönche in der alten Burg.

Er zelebrierte die Liturgie der Osternacht. Sein Gesicht, papyrosfarben vor Erschöpfung, wurde immer durchscheinender. Nicht in seinem, sondern in dem Gesicht eines Fremden beobachtete ich die Vorzeichen des Zusammenbruchs. Ein Franzose aus Reims, Sohn von Hotelbesitzern, lebt seit vielen Jahren in einer der patmischen Einsiedeleien. Wie er glaubt, ist er längst Bauer, Grieche, Insulaner. Für ihn, sagt er, sei das Antlitz Griechenlands zur Ikone geworden. ‚Versuchung für jeden, der sich auf Griechenland einläßt‘, sage ich. – ‚Nein‘, sagt er, ‚mehr. In den Ikonen setzt sich das Antlitz der Menschheit neu zusammen. Hier ist Kosmos, Verbindung von Welt und Individuum. In der griechischen Frömmigkeit kommt es zu einer gültigen Abstraktion von Natur und Mensch als Gottesgeschöpfe.‘ In der Osternacht stand er neben dem alten Priester. Der Alte hielt stand, eine brennende Osterkerze. Sein Adept brach zusammen...

Als es hell wurde, führte mich eine junge Nonne zur Ikone der Panhagia Portiotissa, der „Toröffnenden Muttergottes“. ‚Die schönste, die wir haben, die wundertätigste‘, sagte sie... Sie goß mir heiße Schafmilch ein und hielt mir das rote Ei entgegen. Wir stießen die Eier gegeneinander, meines zersprang, ihres hielt, sie war glücklich. Früher hieß sie Ifigini und war Lehrerin auf Ikaria. Jetzt heißt sie Evgenia und übersetzt Kirchenväter ins Neugriechische. In ihrem Gesicht wie in dem ihrer Mitschwester überdauerten Güte, Fröhlichkeit und Ergebenheit die Anstrengung der vergangenen Nachtstunden. Auch der alte Priester lachte wie ein Kind: ‚Christos anesti‘, als mein Ei an seinem zerbarst. Nur der junge Mensch, der seit vielen Jahren alles verleugnet hat, was „Westen“ heißt, litt. Am Zwiespalt zwischen Wissen und Wollen, zwischen anbetender Frömmigkeit und dem Drang nach Tun wird er zugrundegehen. Seine Auferstehung ist nicht gelungen. Als ich ihn in seiner Hütte besuchte, weinte er, und ich konnte ihn nicht trösten. ‚Geh nach Hause‘, sagte ich, und er antwortete wütend, verzweifelt: ‚Mein Zuhause ist hier‘.

Später sagte mir Abt Pavlos (vom Johanneskloster), er würde niemals einen Fremden ins Kloster aufnehmen: ‚Und wenn wir aussterben – einen Fremden nie.‘ Die Brüder sind fast alle Patmioten... Dies im Gegensatz zu den Nonnen des Evangelismus, die auch von andern Inseln stammen und mit dem Eintritt ins Kloster ihre Familienbindung aufgegeben haben. Unter ihnen gab es vier junge Mädchen aus Uganda, Novizinnen...“

## SANTORIN

Gelehrte haben schon vermutet, die apokalyptischen Gesichte des Johannes auf Patmos könnten in Zusammenhang stehen mit einem seismischen Ereignis und jenem Vulkanausbruch, dem die Insel Santorin (auch Thera genannt) ihre Existenz und Gestalt verdankt. Sie liegt etwa 150 km südwestlich. Geben wir aber solchen Mutmaßungen nicht zu großes Gewicht, auch nicht den Konstruktionen, die das umrätselte Atlantica mit Santorin zusammenbringen wollen. Das Erlebnis, das dem Ägäisfahrer zuteil wird, wenn das Schiff durch die südliche Lücke des Kraterkragens in das tiefblaue Binnenmeer hineinschwenkt und sich der gegenüberliegenden Steilwand nähert, ist eindrucklich genug. Rosabraun, fleischrot, graugrün, anthrazit geschichtet spannt sich rings der Inselleib, und oben liegt wie eine Schicht Schnee die Hauptstadt Phira.

Früher muß es auf Thera etliche gutbevölkerte Klöster gegeben haben. In Phira besitzen Vinzentinerinnen eine Niederlassung mit Mädchenschule. Es hat etwas Rührendes, das Ausharren dieser Nachhut der lateinischen Kirche an vorgeschobenem Posten, inmitten der schwindenden Minderheit von noch etwa hundert Katholiken und der Unverwelklichkeit künstlicher Blumen. Die soziale Tätigkeit der Schwestern wird von der Orthodoxie vermutlich gleichermaßen geschätzt wie als ungefährlich erachtet.

Außerhalb der Stadt, am Weg zum höher gelegenen Dorf Meraviglion erhebt sich, hart an den Kraterand gebaut, das orthodoxe Frauenkloster *Ἁγίας Νικολάου* (Abb. S. 16, Skizzen S. 17). Ueber eine Freitreppe und einen Vorhof betritt man den geräumigen, quadratischen Innenhof. Die Zellen der Nonnen sind auf drei Seiten in zwei Stockwerken angeordnet, auf der vierten die Pforte und die Kirche. Ich wohne der sonntäglichen Liturgie bei. Sie begann, als die Sonne ihre Frühstrahlen waagrecht auf die Mauern warf. Ein Mönch, der von Amorgos herübergekommen ist, leitet den Gottesdienst, würdig in jeder Geste. Hoch von Gestalt, muß er sich jedesmal ducken, wenn er die „Schöne Pforte“ der Ikonostase durchschreitet. Fünf Nonnen bestreiten den Gesang. Sind es die letzten, die in diesem Haus dem Herrn mit brennenden Ampeln entgegengehen? Außer ihnen sind nur eine Greisin und ein Bauer zugegen. Meine Anwesenheit und Ausdauer werden auf die beste Weise beantwortet: Zum Ende der Eucharistiefeyer bricht und reicht mir die Igueni (*ἱγοῦμενη* = Äbtissin) schlicht vom Antidoron, vom Brot, das der Priester gesegnet und ausgeteilt hat. Sie wünscht guten Tag und heißt mich, ins kleine Gästezimmer hinüberkommen. Dort wird bei offener Tür der Kaffee serviert, eine Scheibe Hartbrot und ein Glas Wasser. Dazu die wortkarge Praesenz des orthodoxen Mönchs. Er gleicht die herzliche Gastfreundschaft der Igueni durch die obligate Zurückhaltung gegenüber dem Katholikos aus. Aber erfolglos widersteht er dem Ansinnen der Klostersvorsteherin, die Gelegenheit doch nicht zu versäumen und sich mit ihr zusammen auf einer Photographie festhalten zu lassen. Sie gestattet auch, daß ich auf den oberen Umgang und auf das Dach des Klosters steige. Solch lebendige Architektur beschlägt mich immer wieder mit Faszination. Der Bau scheint nach dem letzten Erdbeben

von 1954 zur Gänze wiederhergestellt worden zu sein. Gern hätte ich gefragt, mit welchen Mitteln die paar Frauen ihn so tadellos herrichten konnten und unterhalten können. Doch ich sehe, zur Erörterung dieser Frage reicht mein neu-griechischer Wortschatz nicht aus. Wie es auf Santorin Brauch ist, wurde die Außenfläche der Kirchenkuppel, welche auf oktagonalem Unterbau den weißen Würfel des Klosterquadrums überragt, blau bemalt, hier kobaltblau und leider etwas speckig. Dennoch wirkt der massive Baukörper über dem steilen Abfall zum Meer im späten Nachmittagslicht und bei Sonnenuntergang eigenartig stofflos und transparent.

Ein Mönchskloster, heute das einzige auf Santorin, hält den höchsten Punkt der Insel, den Oros Profitis, den Eliasberg (569 m) besetzt. (Skizze MON. I, S. 79). Ein mächtiger Glockenträger empfängt den Besucher und entläßt ihn auf eine weite, offene Plattform. Soll ich schon wieder von der Fernsicht schwärmen? Sie trägt bis zur Küstenlinie von Kreta. Ist das Wesentliche an einem Kloster nicht just das Eingeschlossene? Und der Blick müßte nicht horizontal, sondern vertikal verlaufen? Hier wäre ja wieder so ein irdischer Punkt, der die Voraussetzung bieten könnte, „der Erde enthoben und dem Himmel näher als anderswo“ zu leben. Man möchte meinen, die vier Mönche, die ihre Gipfelposition jetzt mit einigen US-Soldaten und deren Radareinrichtungen zu teilen haben, hätten sich eben des entrückten Lebens wegen an diesen Ort zurückgezogen und am Ende würde ihnen Elias den feurigen Wagen zur Himmelfahrt leihen. Aber es ist hier wie anderwärts für den „dessen Auge irdisch ist“, wenig Himmlisches sichtbar. Jerusalem, „die Hochgebäude“, „die Heilige, Himmlische“, wie sie die Propheten und Johannes schauten, ist nur ganz armselig abgebildet. Dieser Eliasberg ist auch kein „fetter Berg“, wie er im Psalm steht. Es scheint, die Brüder sind froh um die mageren Einkünfte aus dem Tourismus. Mag sein, daß sie einiges von den Rebgeländen oder Tomatenpflanzungen ihr eigen nennen, die sich am Fuß des Berges über die gesamte, sanft abfallende Außenseite der Insel dehnen. Vulkanische Erde ist fruchtbar.

Bruder Pfortner hißt mir Trinkwasser aus der Zisterne, füllt es über dem schönen Steinbecken in die Plastikflasche. (Abb. MON. I, S. 87). Er weiß offensichtlich, wie solche Handlung photogen vollzogen wird. Aber das lebenspendende Wasser ist eine Zeremonie wert. Ich werde den Trunk bald zu schätzen wissen. Denn über den Messawuno, einen etwas niedrigeren, fast kahlen Ausläufer des Eliasberges, zieht der Wind mit Wucht und trockenet die Kehle aus. Auf diesem Inselfelsen hat vor Jahren der Deutsche Heller von Gaertringen die beachtlichen Reste der antiken Stadt Thera ausgegraben. Das Irdische hat seine Zeit. Auch die Klöster müssen damit rechnen. Ihre „Himmelsnähe“ ist keine Versicherung gegen zeitlichen Untergang.





## PAROS zum zweiten Mal

1-Punkt über der Hafenstadt Parikia ist das *Μοναστήριον τῶν Ἁγίων Ἀραγυρίων* (der heiligen Aerzte Kosmas und Damian, der sog. Uneigennützigem = *ἀνείργυροι*). Mit seiner durch Stützmauern gehaltenen Stirnseite schaut es vom Berg zur Bucht herunter. Wen es reizt, hinaufzukommen, muß einen steinigen Weg unter die Füße nehmen. Aber ich meine, er wird sich droben sehr belohnt sehen, allerdings nicht durch besinnlichen Mönchsgesang oder einen gelassenen Einsiedler. Denn, wenn es ihm ergeht wie mir zu mehreren Malen, wird er dort kein menschliches Bein antreffen, und die Toten, die vielleicht unter den Steinplatten ruhen, werden ihn ungestört lassen. Doch mag er sich von einer Architektur aufgenommen und umfassen sehen, die griechisch im besten Sinne ist: maßvoll in allen Teilen, gekonnt und dennoch schlicht, herb und lieblich in einem. Die Abbildungen und Zeichnungen (S. 7/8 und 20/21) sollen der Vorstellung des Lesers dienen. Wie ungezwungen und empfangsbereit gibt sich schon der Vorhof! Hohe, geweißte Bruchsteinmauern bilden ihn. Leicht gestuft steigt er zur steileren Treppe an, über der die schlanke Steinpforte steht. Müßte das Paradies mit einem Tor versehen sein, ich möchte dieses dort wissen: so klar und hoheitsvoll ragt es da, hat allen Schmuck abgelehnt, will nur Durchlaß sein. Der eigentliche Klosterhof streckt sich zwischen den Zellen und der Kirche hin und mündet auf der Gegenseite in die Steinterrasse, die zwei Stufen tiefer liegt und ihrerseits in eine Gartenpromenade ausläuft.

Der ganze Bau ist denkbar intensiv mit dem Landschaftsraum verklammert. Aber über die natürliche Ausnützung der geographischen Gegebenheit geht doch die bergende Kraft und klösterliche Atmosphäre des Innenhofes. Ich empfand ihn wie ein liches Zimmer und gestehe: Hier war gut sein! Ich betete darinnen ambulando, schrieb, zeichnete am einen oder andern Marmortisch, picknickte und gönnte mir, ausgestreckt auf der gemauerten Bank, selige Rast. Zweimal war es Frühling; das Gsumm der Bienen hing in den Platanen. Zweimal war es Herbst; der Wind trieb schon dürre Blätter zusammen.

Der moderne Mensch hat eine Schwäche für den möglichst offenen, uneingeschränkten Raum. Und doch mag es dem Menschen ein gültiges Bedürfnis bleiben, einen erwählten Bezirk durch Mauerwerk nicht nur abzugrenzen und zu umfrieden, sondern auch zu formen und ihn durch Einbezug fließenden Wassers und lebendiger Vegetation zum köstlichen Lebensraum zu machen. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an eine Ikone, auf die ich in der Kirche *Ἁγιος Ἀθανάσιος* zu Naoussa, einem Fischerstädtchen an der Nordostecke der an schönen Gesteinen und Gemäuern so reichen Insel, gestoßen bin. Dort ist der Garten des Paradieses nicht weit und frei, sondern architektonisch gefaßt in das Hexagon einer festgefügtten Mauer. Rechts und links unter dem symmetrischen Schirm des Baumes der Erkenntnis, inmitten von kleinen Zypressen und blühenden Büschen geschieht die Versuchung. Gleichzeitig ist dargestellt, wie Adam und Eva das Paradies verlassen müssen: konsequenterweise durch einen wohlgehauenen, schöngeformten Torbogen.

Durchs weiße Tor verlasse ich die Einsiedelei, klettere über dem Kloster hangaufwärts, überquere den Rücken des Berges, bis ich auf einen Pfad gelange, der mich zum Hochplateau von Thapsana führt. Das *Μοναστήριον τῆς Ὑπεραγίας Θεοτότου Μνησιδιωτίσσης* wurde an Stelle eines früheren Klosters erst 1935 erbaut. Man sieht ihm die Neuzeit an. In der Anlage folgt es zwar dem bewährten Schema (Quadrum von Zellen und die Kirche inmitten des Hofes), baulich praesentiert es sich dagegen nicht besonders charaktervoll (Abb. S. 15 unten).

Ich läute die Pfortenglocke. Das Gesicht einer Nonne erscheint im Guckfenster. Ich melde mich an: „Xenos. Schwester, ist es erlaubt, die Klosterkirche zu besuchen?“ „*Ναί, ναί, εἰσέρχθετε παρακαλῶ!* – Ja, ja, kommen sie herein, bitte!“ Die Kirche: ein engbemessener Raum, vorn eine mehr gezierte als zierliche Ikonostase, beidseits dünnes Chorgestühl. Ich mühe mich um Andacht, aber die Klosterfrauen sind zur Stunde sehr geschäftig. Morgen wird das Kloster Patrozinium feiern, Panigiri. Die Hauptikone der „Myrte duftenden Muttergottes“ ist bereits umkränzt, sinngemäß mit Myrtegeizweig. Auch im Hof wird gescheuert und geschmückt. Eine jüngere Schwester überholt die fleckig gewordenen Pflanzenkübel mit schwerem Englischrot. Möglich, daß der Bischof aus der Stadt und der Abt von Longovardas zum Fest heraufkommen werden.

Die Nonnen zeigen sich freundlich. Sie rufen die Igumeni, die alsbald zur Stelle ist. Sie schätzt die Vertrauenswürdigkeit des unerwarteten Gastes ab, um zu entscheiden, was weiter mit ihm zu geschehen hat. Ich bestehe das Examen. Ein hochstielziges Tischchen kommt in die schattige Pfortennische zu stehen, ein Stuhl auf die Achse Pfortentor-Kirchentür. Ich setze mich, indes Brot und Käse aufgetischt werden, dazu Trauben, ein Anisschnäpschen und Wasser. Jasmin rankt im Bogen über mir. Das Idyll ist sozusagen vollkommen.

Achtzehn Monaches bewirtschaften das Kloster und das zugehörige Land, um ihr gemeinschaftliches Leben führen und Gott das tägliche sacrificium laudis darbringen zu können. Sie erheben sich um halb vier in der Frühe zur Morgenliturgie. Tagsüber arbeiten sie in Küche, Garten, Oekonomie, am Backtrog, am Webstuhl und pflegen das sogenannte ununterbrochene Jesusgebet. Auch betreuen und unterrichten sie einen kleinen Trupp Mädchen. Böswillige Kritiker mögen das hartnäckige Weitergedeihen der Nonnenklöster mit dem Ueberschuß an weiblicher Bevölkerung erklären. Ich würde aber die Tatsache auch aus dem Grund zu erklären wagen, daß die Nonnen im Unterschied zu den Mönchen wenigstens in bescheidenem Rahmen eine Tätigkeit in ihr klösterliches Dasein einbeziehen, die wir als soziales Engagement bezeichnen. Das asketische Ideal des „*vivre dans le désert*“ verwirklichen sie dennoch, nur nicht so stur. Man traut ihnen auch eher eine gewisse Fähigkeit für ökumenische Haltung zu als den Mönchen. Diese hat einer von ihnen selber mir gegenüber charakterisiert als *στρατιῶτες τῆς Ὁρθοδοξίας*, Soldaten der Orthodoxie. Nur eine der Nonnen möchte mir die Zustimmung zu einem

zweifellos eingefleischten Glaubenssatz ablausen, der da heißt: „*Ἡ Ὁρθοδοξία καλύτερη*“ (die orthodoxe Kirche oder der orthodoxe Glaube sind die besseren). Doch wie manchen Komparativ haben wir katholischerseits schon aufgestellt und zu eigenen Gunsten entschieden! Ich antworte einfach: „*Εἰμασθε πάντες Χριστιανοί* – wir sind doch alle Christen“.

Weiß Gott, welch erbarmungswürdigen Eindruck ich machte, aber keines der Nonnenklöster verließ ich, ohne nach Möglichkeit bewirtet worden zu sein. Hier bepacken die Schwestern meinen Rucksack zum Ueberfluß noch mit Wegzehrung. Wohl, ich bin ohne Auto und ohne Maultier in ihre Abgeschiedenheit heraufgekommen, und notwendigerweise muß ich auch zu Fuß wieder nach Parikia zurück. Für so unnötige Anstrengungen findet man beim Inselgriechen schwerlich Verständnis, eine Art Mitleid vielleicht und die Erklärung: *Xeni* – so sind halt die Fremden!

Für mich jedoch zählen gerade die Wanderungen kreuz und quer durch Paros zu den schönsten Wegstrecken, die ich je zurückgelegt habe. Unvergesslich etwa der Aufstieg zum Kloster *Ἅγιος Γεώργιος*, das in einer ostwärts abfallenden Falte des Inselmassivs liegt, ausgestorben zwar, aber von einem wohlbewässerten, grünenden Baumgarten flankiert. Oder der Frühlingspfad von der Südküste herauf zum Frauenkloster *Ἅγιον Θεοδώρον*. Der wand sich in einem kleinen Tal roterden durch die üppig ergrünte und von gelben Blüten weithin schäumende Macchia dem Ziel entgegen. Und der Wind umwirbelte den Wanderer mit den Aromata von Ginster, Baumheide, Wachholder, Rosmarin, Thymian, von Fichten, Kiefern und andern Hölzern.

Alle drei parischen Nonnenklöster, die zwei erwähnten und auch das dritte, das *Μοναστήριον τοῦ Χριστοῦ στὸ Δάσος*, sind in geographisch ähnlichen Situationen, in den Sätteln der Inselberge gelegen. Das Kloster „von der Verklärung Christi, beim Wald“ erreicht man nach sechs Kilometern Marsch in südwestlicher Richtung von der Hauptstadt. Im Unterschied zu den beiden andern entzückt es den dafür empfindlichen Besucher durch seine reine kykladische Architektur (Abb. S. 14 Mitte, unten; S. 15 oben). Ob die frommen Frauen ermsen, welch mustergültige Siedlung sie ererbt haben? Ich zweifle: denn Bauteile, die offensichtlich in neuerer Zeit hinzugefügt wurden, wie die obere Kirche, neigen zu falscher Schönheit, Glätte und Fadheit. Es sind die Eigenschaften, welche ja auch viele Kloster- und Institutskirchen des Westens kennzeichnen oder kennzeichneten. Der Bildungsstand der meisten griechischen Nonnen hat gegenüber dem der Klosterfrauen in unsern Gegenden wahrscheinlich einen Rückstand von etwa fünfzig Jahren. Ich meine nur: Nebst den wesentlichen, innern Aufgaben einer klösterlichen Gemeinschaft müßte es auch eine verantwortungsvolle und schöne bedeuten, die Klosterarchitektur möglichst unverdorben in die Zukunft hineinzuretten. Oder heißt das, der Hülle, in welcher sich das irdische Leben abspielt, dem Gemäuer, den Bildern übermäßigen Wert zusprechen und ihre formende Kraft überschätzen?

## SYROS

Syra. Die Stadt hieß früher Hermoupolis. Sie war immer dem unternehmungsfreudigen Hermes verpflichtet. Nun hat ihr freilich der Piräus den Rang bei weitem abgelassen. Doch ihre Schönheit konnte er nicht erben. Dazu braucht es topographische Voraussetzungen: Zwei getrennte Hügel, die vom Hafen weg gerade so steil ansteigen, daß all die hingebauten Häuser ein Stück Weiß, weißliches Grün, zartes Blau oder Rosa an die Sonne hängen können.

Jenseits des Passes, den die Straße zur Westküste der Insel überwinden muß, liegt das *Μονή Ἁγίας Βάρβαρας*. Schon holen die Schatten der Hügel es ein, denn der Nachmittag neigt gegen Abend. Mit dem Kloster ist ein Orphanotrophion, ein Waisenhaus verbunden, oder umgekehrt. Vier Nonnen ersetzen den etwa zwei Dutzend Schützlingen Vater und Mutter. Die Iklissia dominiert die Bauten, etwas ausgefallen, zu festländisch, wenig inselgerecht. Die frommen Frauen waren schlecht beraten, – oder waren es ehrgeizige Stifter, die glaubten, die Kirche würde vornehmer wirken in dem schweren Rock von Caput mortuum und gelbem Ocker, denn in Weiß? Einen gottgeweihten Raum errichtet man gewiß nicht, damit darin zuerst „Kunst oder Kitsch“ erörtert werde, sondern damit der Gläubige da der Gegenwart Gottes besonders inne werde. Und doch ist es so: In dem einen Raum wird er durch die Zeichen in seiner Hinwendung zum Unsichtbaren gefördert, gedrängt, zuweilen gar hingerissen: in einem andern Raum sind die Zeichen so selbstgefällig, provozierend vordergründig, daß sie dem Geiste keinen Durchlaß mehr gewähren. Hier zum Beispiel der Bilderzyklus vom Leben der heiligen Barbara, der vor allem das Martyrium der Jungfrau ausholend, mit überdeutlichem Naturalismus und so sentimentalisch schildert, daß mir die Schwestern und Mädchen leid tun. Wie viel Zeit verbringen sie doch unter diesem süßen Panorama von Qualen. Wohl, wenn in ihren Seelen nichts weiter davon zurückbleibt als – falls notwendig – die Begeisterung fürs eigene Martyrium.

Die Nonnen haben meine Gefühle sicherlich nicht erraten. Sie laden mich in den Empfangsraum und rufen mir den Ighumenos zum Gesellschafter. Er wirkt als geistlicher Leiter des Hauses, zählt seine 90 Jahre und verbringt den Abend des Lebens in der sorglichen Umgebung der Nonnen. Das Alter schaut gern rückwärts. Anhand eines Albums voller Photos, Widmungen, Dank- und Lobesworte blättert er mit mir die Vergangenheit auf. Er ist mit „Welt“ umgegangen. Ja, da praesentieren sich in vorderster Reihe immer wieder die fürstlichen bis kirchenfürstlichen Besuche, die das Haus geehrt haben. Auch König Konstantinos und Königin Anna sind festgehalten, wie sie vor der wohlausgerichteten Phalanx der Waisenkinder residieren. Ich habe mich wegen meines staubigen Daherkommens entschuldigen wollen, aber nun sitze ich im plüschigen Diwan gefangen.

Als die Schwester auf silbernem Tablett ein Täßchen Kaffee Grecos und einen Pfirsich aus Portugal hereinträgt und es, mich ermunternd, auf die samtene Tischdecke abstellt, wechsele ich auf den Polsterstuhl. Rund und oval

Gehäkeltes, gestickte Landschaften, gerahmte Photographien, befensterte Möbel, bemaltes Porzellan sind hier zum Wohlbefinden des Gastes versammelt. Aber der Hauch von Fin de siècle, wie ist er so ganz anders als der Inselwind. Groß-Porträts von König und Königin verkünden die Treue des Instituts zum griechischen Königshaus. Und – wie lieb! – in einem der Bilderrahmen sitzt auch Johannes XXIII., erteilt lächelnd Audienz und vollendet das ganze Environment.

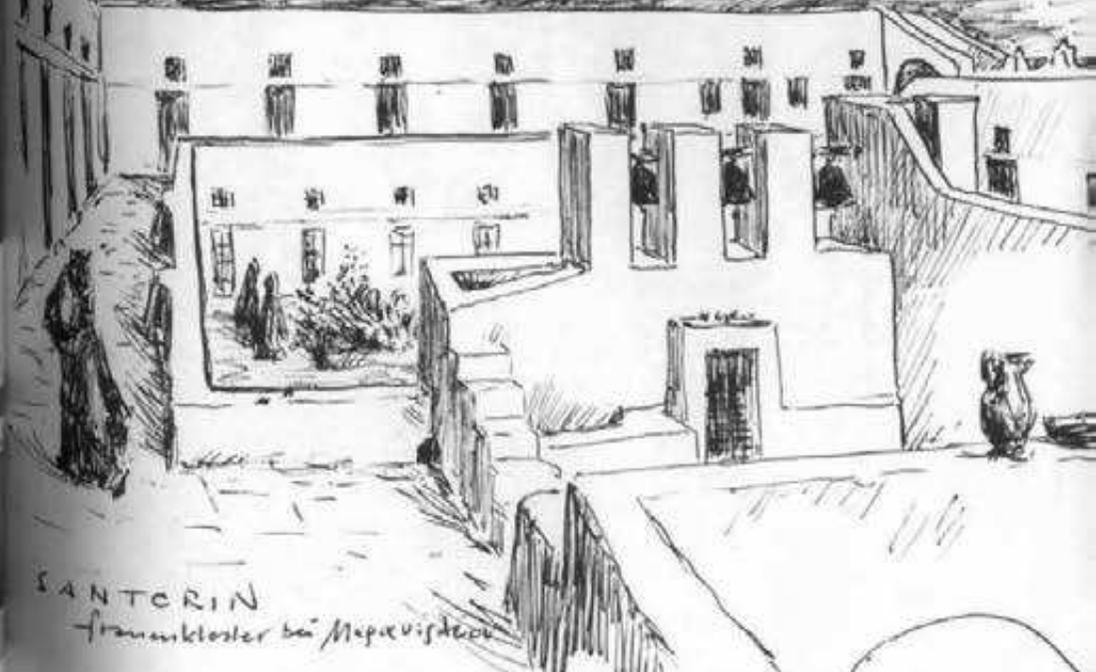
Es dunkelt schon; Zeit, aufzubrechen. Zum Glück hält ein junger Grieche an und heißt mich hinten auf seine Vespa sitzen. In den beiden Häuserhügeln von Syra glöst zart der letzte Rest von Tageslicht. Allmählich knüpft die Hafensperrmauer ihre Lichterschnur zusammen. Am Ende des Quais zergeht das dunkle Dock in der Nacht. In meinem Estatorio dampfen, braten und brutzeln Abendgerichte. Nebenan halten Pensionatszöglinge einen Tisch besetzt, von Besuch zum Essen eingeladen. Zwei stecken noch in der Schulschürze; diese essen mit den Augen, andere schmatzen, einige sind schon viel zu dick. Ein Transistor in der Küchennische preßt Gesänge der orthodoxen Fastenliturgie in den Speiseraum. Dort, wo die Melodie leidenschaftlicher wird, fällt die Mannschaft summend oder singend ein. Den zweiten Teil der Unterhaltung besorgt die Musikbox. *Καλή νύχτα* – gute Nacht!

## ANDROS

Von Syros nach Andros hinüber vertraue ich mich einem Schiff an, das ein Epitheton der Muttergottes zum Namen hat: „*Μεγαλόχαρη*“, das heißt „die Huldreiche“ oder „die Hochbegnadete“. Ich hoffe, es führe mich nicht in einen Sturm, wie er vor Tagen noch zwischen den Kykladen tobte, oder wie ich ihn einmal auf einem andern Muttergottes-Schiff, auf der „*Μυρτιδιώρισα*“ leidlich durchgestanden habe. Die „Myrti“ war ein älteres Modell, von den Seefahrten sichtlich mitgenommen; und, wie gesagt, der Transport war weniger schmeichelhaft als der Name. Nun, die „Megalochari“ gleitet wie ein Schwan in die wohlgeschützte Bucht von Gavrion und legt, nachdem sie ein paar Wellen an die Hafensmauer geworfen, ruhig an.

Die Insel Andros, in der nördlichen Kette der Kykladen, trägt auf den rauhen Schultern ihrer Berge noch drei Klöster. Von zweien möchte ich berichten. Wohl an die zwei Stunden vom Landeplatz entfernt, erhebt sich wiederum ein *Μοναστήριον Σοοδόχου Πηγής* (Skizze S. 18). Ehemals bot der mächtige Bau gewiß hundert Mönchen Raum. Heute hausen darin fünfzehn Nonnen. Sie vermögen nur einen Teil der Gebäulichkeiten zu nutzen und notdürftig instand zu halten; der Rest scheint dem Verfall überlassen. Eine der Schwestern gibt mir Einblick in die ärmliche Kirche. Im kleinen Klosterladen frage ich nach der Webstube. Ich darf sie besuchen, einen schlechtbelichteten, unfreundlichen Saal. Nicht weniger als zehn Webstühle stehen da, die meisten



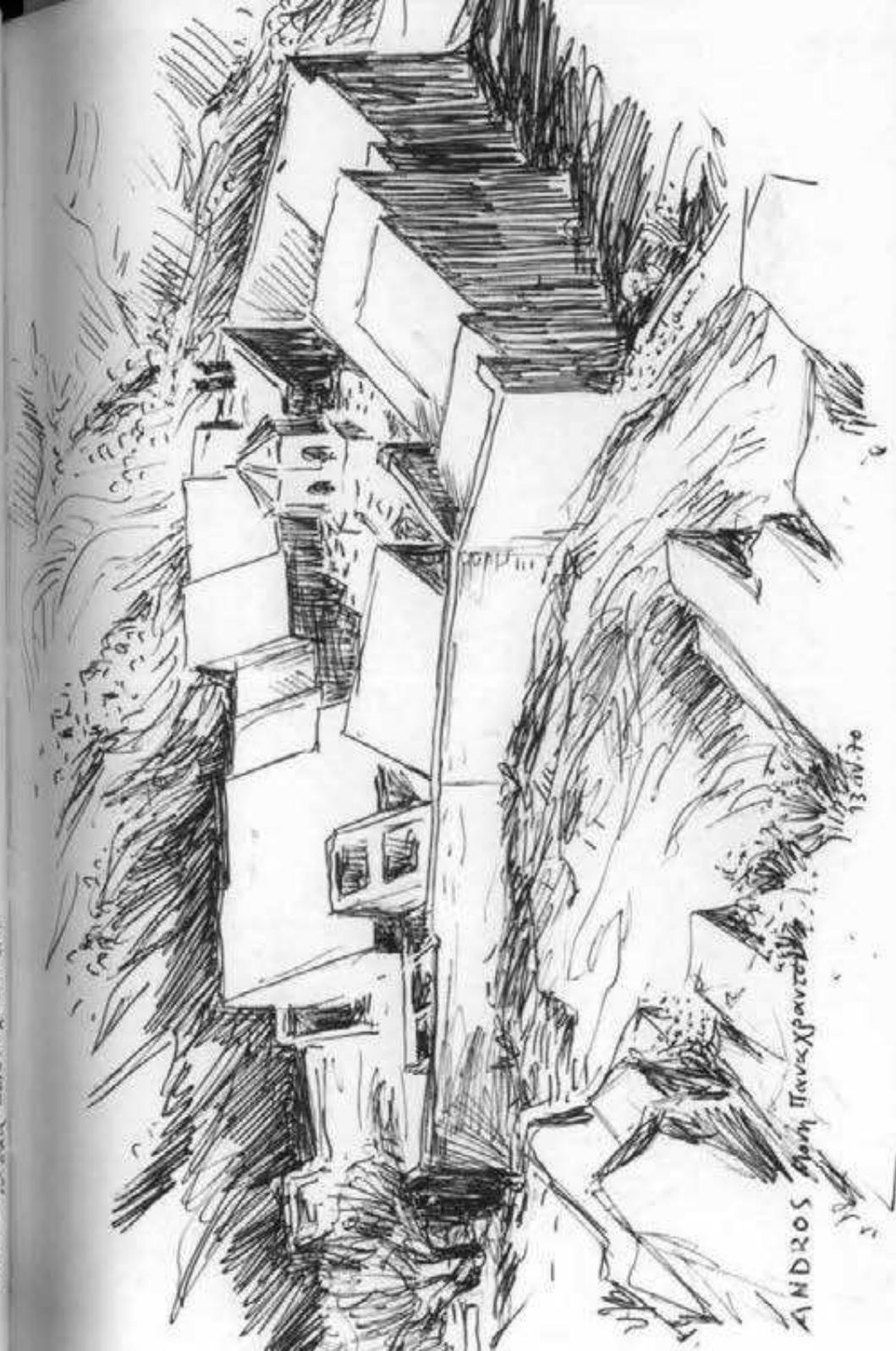


SANTORIN  
Frauenkloster bei Neapoli



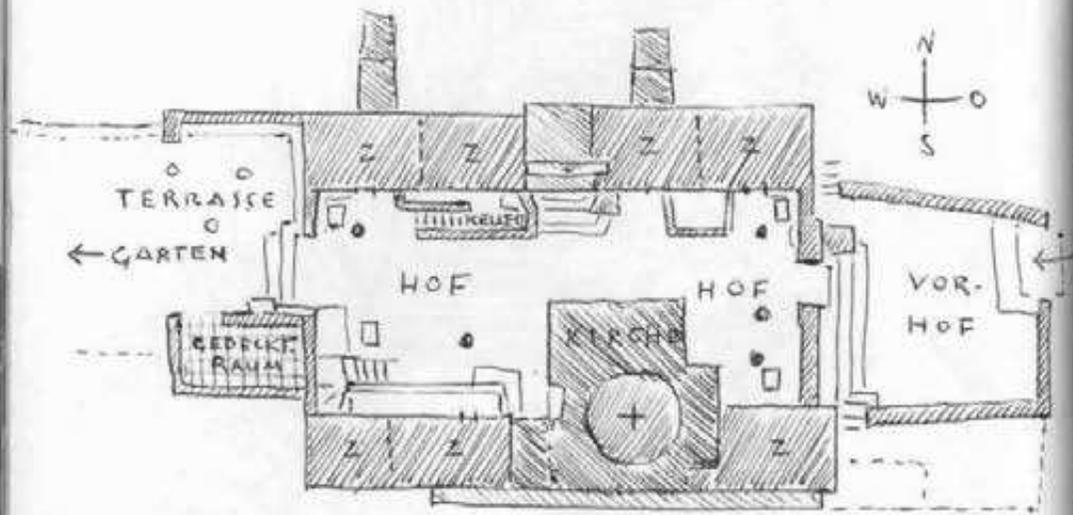
14. IV. 70

ANDROS, Zoro Angoro Thyras



13. IV. 70

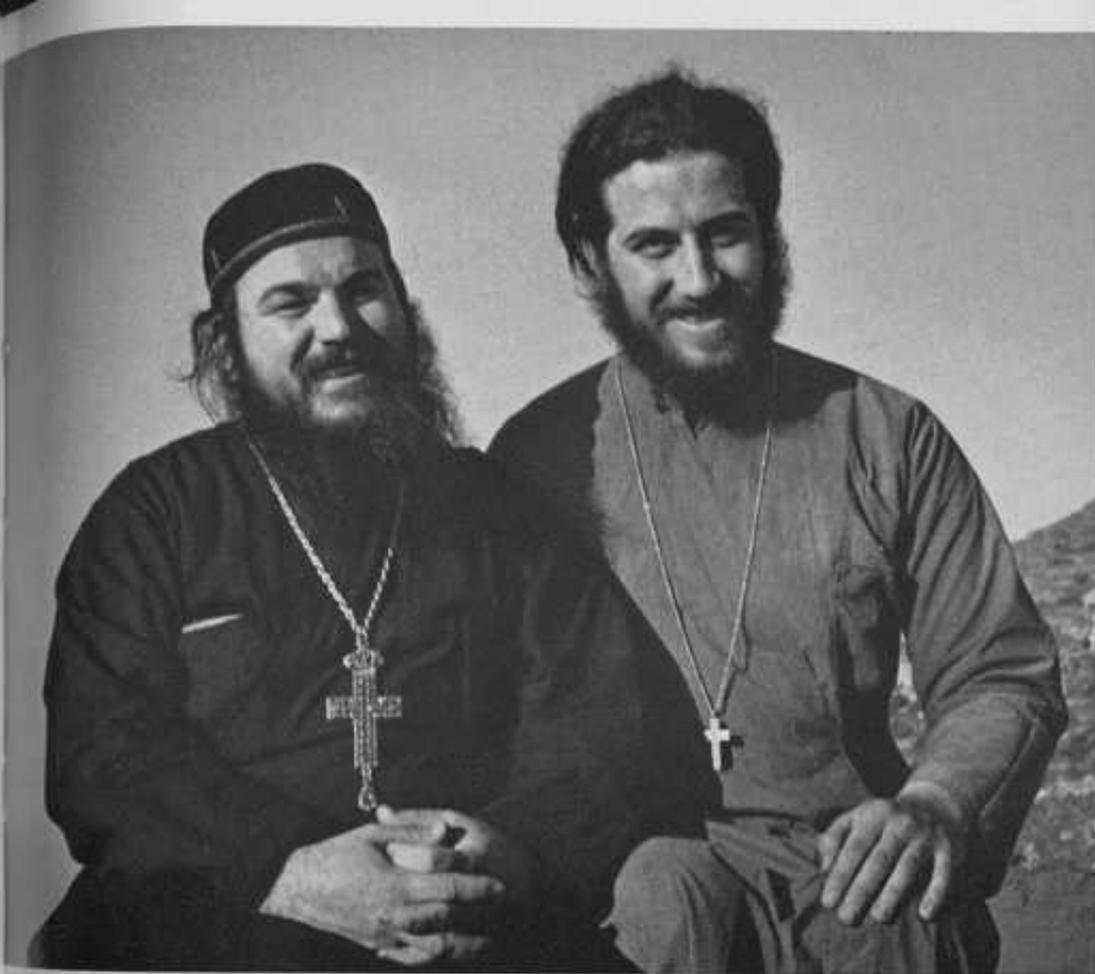
ANDROS, Athina Iteva Xparota



bespannt. Zur Stunde sind zwei Nonnen am Werk. Sie weben einfache, anspruchslose Stoffe, uni oder gestreift. Die Textilien dünken mich die gültigsten Erzeugnisse von allen, die die Frauenklöster in Sachen Handgewerbe herstellen. Zum Verkauf angeboten sind auch gehäkelte Deckelchen, gestrickte Decken, dann Weibrauch-Harze samt Feinkohle, Medaillen en masse, Devotionalien, viel Selbstgebasteltes. Schade, daß die Frauen soviel auf frommen Kram verwenden. Bedauerlich auch, daß sie wenig animiert zu sein scheinen von den kunstgewerblichen Textilien, die in Griechenland, etwa im nahen Mykonos drüben, zum Teil hochwertige Qualität und bewundernswerte Schönheit erreichen.

Nicht minder weit weg von den wenigen Inselstraßen, die vom Autocar spärlich befahren werden, und noch hoch über den abgelegenen Dörfern am Mesovuno, finde ich das *Μοναστήριον Παναζώντων* (Skizze S. 19). Die Ueberquerung des schattenlosen, schiefrigen Berges machte durstig. Willkommen das grüne Dach der Bäume, das den Vorplatz des Klosters überspannt. Das Tor steht offen. Ein marmorner Wandbrunnen führt frisches Wasser. Ich kühle mir den erhitzten Kopf. Ein Hund schlägt an. Aber vor den griechischen Hunden habe ich schon längst keine Angst mehr: bückt man sich nach einem Stein, ziehen sie den Schwanz ein. Es dauert ein gutes Weilchen, bis ich die Klosterinsassen finde: zwei Mönche (ein dritter ist auswärts). Der eine, hemdsärmelig im Gilet, eine schwarze Mütze auf dem breiten Kopf, entpuppt sich als Igumenos Evdokimos. Der jüngere und größere ist Pater Dorotheos. Der Abt redet ihn mit *ἀδελφός* an. Die beiden sind kontaktfreudig und lassen sich Zeit zu herzlichem Geplauder. So schön es sich sein ließe auf der luftigen Terrasse, zum Erweis der Gastfreundschaft wird man vom Griechen ins Haus gebeten. So sitze ich eben wieder am Tisch bei Kaffee und Glyko, das ist eine zähflüssige Masse mit Geschmack von Vanille, Pfefferminz oder anderem. Sie wird in großem Löffel in ein Glas Wasser gestellt, und man lutscht sie vom Löffel weg. Die Gastgeber selber halten nicht mit. Abt Evdokimos ist gesprächig und laut. Er scheint etwas schwerhörig. Anhand des Winterprospektes von Engelberg erläutere ich meine Herkunft und meinen Stand. Am touristischen Tenue stößt sich keiner der beiden. So groß ist die Freude über den Besuch aus Helvetien, daß Evdokimos sich ans Telephon macht und ihn – ich weiß nicht wem – meldet, als wär's ein großes Ereignis. Ein seltenes gewiß. Auch die Schlafzelle soll ich mir ansehen. Von den beiden Pritschen abgesehen, stellt sie eine Mischung von Kapelle und Museum dar: voll von Ikonen, Ampeln und Behängen.

Dann nimmt mich Pater Dorotheos auf Rundgang. Die Kirche hockt bedrängt inmitten der Wohnbauten. Von den Füßen bis über die Steinplattenziegel hinauf wurde sie mit Kalkmilch getüncht. Außerordentlich kostbar erweist sich die Innenausstattung mit dem Schnitzwerk der Ikonostase, mit der keramischen Ballustrade, den Fresken und Ikonen. In einem silbernen Reli-



quiar wird das Haupt des heiligen Großmartyrers und Thaumaturgen Panteleimon verwahrt. Dorotheos öffnet das Silbertürchen, so daß man den nackten Scheitel des Schädels küssen kann. Wie das zu geschehen hat, macht er mir ehfürlich vor. Das Haupt duftet nach Jasmin – auf welche Weise, will ich nicht zu verstehen suchen. Mein Führer erklärt: „*ἄρωμα θανασιτῶν* – wunderbarer Duft!“

Noch bitte ich die zwei aufgeräumten Gastgeber, sie knipsen zu dürfen. Hier gibt es kein Eis zu schmelzen. Nur möchte Igumenos Evdokimos sich äbtlich praesentieren. Er taucht in den Rock und hängt sich das Brustkreuz um. Die Karminen funkeln zwar nicht sehr echt, aber auf den Gesichtern steht der warme Widerschein der Abendsonne. Von der Terrasse aus zeigt mir Pater Dorotheos den kürzesten Weg nach Andros. Etwa in anderthalb Stunden vermöchte ich die Hauptstadt zu erreichen. Als ich nochmals zurückwinke, zieht der Abt ein paarmal die Klosterglocke, fast ein wenig übermütig.